

Ein neuer Laufsteg für die feine Dame

Südafrika In Hout Bay stehen Villen neben dem Slum. Marlis Schaper überbrückt die Kluft mit ihrem Kinderhaus. Von Michael Ohnewald

Wo die Wellblechhütten von Imizamo Yethu wie ein Spiegel sind, in denen schwarze Kinder das Erbe der Apartheid sehen, wo an den Pools der Villen im Tal gegenüber adrett gescheitelter Nachwuchs seine Haut mit Sonnencreme schützt, wo die Einbruchstatistik alle Rekorde bricht und die Natur mit breitem Strich aufgetragen ist, dort kann ein Mensch sich verlieren in den Schattierungen von Südafrika.

Marlis Schaper ist es so ergangen. Sie ist hängengeblieben in diesem Land voller Brüche. Vor 25 Jahren war die Insulanerin aus Sylt zum ersten Mal in Kapstadt, seitdem kommt sie jedes Jahr für sechs Monate nach Hout Bay, zwanzig Autominuten von der City entfernt, um den deutschen Winter hinter sich zu lassen und das Leben einer Frau zu genießen, der es an nichts fehlt. Ein dicker Benz steht vor ihrer Villa. Einmal im Jahr hält sie dort ein großes Fest ab fürs Kinderhaus in Imizamo Yethu, das wie ein Leuchtturm aus dem uniformen Elend der Hüttenstadt ragt. Imizamo Yethu, das heißt übersetzt „wir werden erschaffen“. Marlis Schaper glaubt nicht daran, dass es die Menschen in der Township alleine schaffen. Deshalb schafft sie Geld heran. Mehr als eine halbe Million Euro hat sie zusammengetragen auf dem Parkett der besseren Gesellschaft, wo sie auch mit 72 noch immer Bella Figura macht. Als Model trug die Sylterin früher sündhaft teure Pelze und bestückte ihre Läden mit Haute Couture. Jetzt versorgt sie die Kinder von Imizamo Yethu mit Hoffnung.

Als eine Heilige sieht sie sich nicht. Eher als schrullige Dame, die mit dem schönen Schein manchen Schein verdient hat und jetzt etwas Wirkliches sucht im Herbst des Lebens. „Ich würde nicht mein letztes Hemd geben“, sagt Frau Schaper. „Wäre ich auf einem Schiff, das untergeht, dann würde ich zuerst mich retten.“ Spricht's und setzt sich ans Steuer ihres Wagens, dessen linker Außen Spiegel halb abgerissen ist und beständig am Lack der Autotüre scharrt. Über solche Kleinigkeiten sieht sie elegant hinweg. Mit hochhackigem Schuhwerk drückt sie das Gaspedal und braust vom Parkplatz ihrer schicken Immobilie hinüber ins Elendsquartier. „Wie ich läuft da keiner rum“, sagt die Grande Dame, als sie ihre Karosse neben einer verwahrlosten Hütte abstellt. „So aufgedonnert wie eine Weihnachtsgans.“

Die Menschen in der Township haben sich an ihren Anblick gewöhnt, umgekehrt ist das nicht so leicht. Marlis Schaper tut sich noch immer schwer mit der Armut an Afrikas Südspitze, die ein Eldorado für sonnenhungrige Europäer mit nötigem Kleingeld ist. Die dankbare Arbeitskraft, die bügelt, putzt und den Garten macht, gibt es für 300 Euro im Monat. Mehr als 30 000 Deutsche wohnen fest in Kapstadt, das sind fast so viele wie auf Mallorca. Dazu kommen 100 000 Sonnenanbeter aus Deutschland, die jedes Jahr ein paar Monate bleiben. Die meisten von ihnen preisen das neue Südafrika und verdrängen das alte.

Frau Schaper stakst auf eine Hütte zu und knuddelt ein paar Halbwüchsige, die früher zu den „little lambs“ gehörten, zu den kleinen Lämmern, die im gleichnamigen Haus versorgt werden mit vitaminreichem Essen, menschlicher Wärme und Vorschulunterricht in Englisch. Imizamo Yethu wurde einst für 2500 Menschen gebaut. Heute wohnen dort mehr als 35 000. Neuerdings gibt es Führungen mit Einheimischen. Wenn Touristen aus Europa noch tiefer eintauchen wollen in das Milieu, können sie als Gäste für eine Nacht in einer Wellblechhütte schlafen. Zarte Versuche, zwei Welten in einem sonderbaren Land einander näher zu bringen.

Townships wie Imizamo Yethu sind in Zeiten entstanden, als es Schwarzen noch verboten war, in den Städten der Weißen zu leben. Die Regierung vergab großzügige Parzellen mit Platz für Hütte und Garten. Die Nutznießer machten daraus ein Geschäft. Statt ihre Gärten wie geplant als Selbstversorger zu bewirtschaften, teilten sie die Grundstücke auf und verkauften sie weiter an Familien, die aus anderen Teilen Afrikas ans verheißungsvolle Kap strömen und dort einen Platz zum Leben suchen. Nicht weit entfernt von Imizamo Yethu liegt Khayelitsha. Die Apartheidstadt war für 40 000 Menschen geplant. Heute wohnen dort mehr als 1,5 Millionen.

„Ich musste einfach was tun“, sagt Marlis Schaper und streicht Apeke übers buschige Haupthaar. Die Achtjährige soll es einmal besser haben als ihre große Schwes-

ter, die putzen geht bei den Reichen auf der anderen Seite des Hügels und nebenbei ihren Körper feilbietet. Aids ist in der Township nach wie vor weit verbreitet. „Viele Mädchen werden hier vergewaltigt“, sagt Marlis Schaper. „Man kann sich nicht vorstellen, was hier vor sich geht.“

Manchmal steigen Rauchschwaden auf, wenn wieder einer der Verschlüge brennt, über deren Blechdächer sich schlecht isolierte Stromkabel ziehen. Zwischen den Hütten liegt Plastikmüll. Zwei Buben schleppen einen Kanister Wasser. An der Zapfstelle waschen Frauen ihre Wäsche neben den Toiletten, die sich Hunderte von Menschen teilen. Das ist schwer auszuhalten. Nicht wenige sind hier morgens schon berauscht vom selbst gebrannten Hirsefussel, der vergessen macht, dass beim nächsten Regen wieder eine braune Brühe, in der Ratten zwischen Fäkalien baden, vom Berg herunter in die Wohnstuben rauscht.

Früher hat auch Schaper wegesehen. Das änderte sich an einem Septembertag vor zehn Jahren, als sie Blumen holen wollte nicht weit von der malerischen Küstenstraße, die fast jeden Touristenprospekt zielt. Neben dem Verkaufsstand saß ein Bub mit aufgeblähtem Hungerbauch und triefender Nase. „Der hat Matsch gegessen“, sagt sie. Am Blumenstand gab es einen Container, in dem der Junge mit anderen Kindern betreut wurde. Die Niederländerin Marlena van der Walt hatte eine kleine Hilfsorganisation gegründet, die sich gegen das Elend stemmte. Der Privatinitiative fehlte es am Nötigsten.

Spontan besorgte die Geschäftsfrau frisches Obst für 60 Kinder und brachte es zum Container. Jeden Tag lieferte die Deutsche jetzt eine Ration. „Ich habe nicht einmal gemerkt, dass aus meinem Portemonnaie was fehlte“, sagt sie. „Aber den Kleinen war damit fürs Erste geholfen.“ Ein halbes Jahr später kehrte sie nach Sylt zurück, wo die Bäuche oft aus anderen Gründen gebläht sind. Das Bild des Jungen ging ihr nach. Sie gründete einen Bridgeclub und sammelte Geld. Das war der Anfang. Mittlerweile hat sie mit Marlena van der Walt und anderen ein ganz neues Haus in der Township gebaut, finanziert aus Spenden. Mehr als 150 Kinder im Alter zwischen zehn Monaten und sechs Jahren werden dort auf die weiterführende Schule vorbereitet, die nebenan eröffnet hat.

Zehn schwarze Frauen aus der Township verdienen ihren Lebensunterhalt im Hort. Es gibt eine moderne Küche, einen Speisesaal, einen großen Garten, Unterrichtsräume und sanitäre Anlagen, von denen andere in der Township nur träumen. Manchmal gibt es auch Rückschläge. Vor zwei Jahren hatte es in der Regenzeit das halbe Grundstück weggespült. Sie mussten alles wieder aufbauen.

Jetzt geht es wieder aufwärts. Jeden Tag kommen die Kinder in den Hort, in dem sie bis abends umsorgt werden. Unterstützt wird der Betrieb von weißen Frauen aus der

„Ich habe nicht einmal gemerkt, dass Geld aus dem Portemonnaie fehlte. Aber den Kleinen hat's geholfen.“

Marlis Schaper nach ihrer ersten Hilfsleistung



Sein einziges Spielzeug ist eine Pistole.

Fotos: Ohnewald

Nachbarschaft, die es eigentlich nicht nötig hätten, so einen Job zu machen. Elke Zwicker ist eine davon. Vor vier Jahren kam sie mit ihrem Mann Hansrudi nach Südafrika und fand eine neue Aufgabe bei den kleinen Lämmern von Imizamo Yethu.

Zwicker ist 63, wurde in Braunschweig geboren, heiratete einen Schweizer und lebte mehr als 25 Jahre als Gymnastiklehrerin mit eigenem Studio im Kanton Aargau. Bis ihr Partner, der beruflich viel in Südafrika war, die Idee hatte auszuwandern. Sie wollte noch was tun, irgendwas mit Kindern, weil sie selbst keine haben. Seit drei Jahren macht sie mit, organisiert Bauarbeiten, stellt Erzieherinnen ein, gibt Turnunterricht. Wenn die Kinder in weiterführende Schulen kommen, können sie lesen und auch leidlich Englisch. Die meisten von ihnen gehören später zu den Besten ihrer Klasse. Das bestätigen die Lehrer.

„Südafrika verändert sich“, sagt die zierliche Eidgenössin im Kinderhaus von Imizamo Yethu. „Aber die, die unten sind, haben nicht viel davon.“ Die Arbeitslosigkeit ist hoch. Reich sind die meisten Familien nur an Kindern. „Was soll man erwarten in einem Land, dessen Präsident polygam lebt und sich damit brüstet, zwanzigfacher Va-

ter zu sein“, sagt Elke Zwicker. So wird in der Not gespart an den Kleinsten, deren Eltern sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser halten. Sie stellen sich morgens an eine Kreuzung und warten darauf, dass sie jemand anheuert. „Die Bildung der neuen Generation, die ohne Apartheid aufwächst, ist der Schlüssel“, glaubt Zwicker. Mit dieser Ansicht ist sie nicht allein am Kap der guten Hoffnung. „Wir sind das Land in Afrika mit der höchsten Rate von Menschen, die weder lesen, schreiben noch rechnen können. Sogar Zimbabwe hat bessere Schulabgänger. Unsere Jugend ist nicht arbeitslos, sie ist nicht beschäftigungsfähig“, schrieb unlängst der Radiomoderator Gareth Cliff in einem offenen Brief an Präsident Jacob Zuma. Passiert ist nichts.

Aus einer Hütte, nicht weit vom Kinderhaus entfernt, wabert Musik von Bob Marley. „Mister Afrika“, nennt sich der Mann, der hier wohnt. Er lebt von alten Elektroggeräten, die er ausschachtet. Ihm gehört ein alter Peugeot ohne Scheinwerfer. Wo früher die Lichter waren, hat Mister Afrika zwei Taschenlampen montiert. Das geht auch. „I'm feeling good“, sagt er, umgeben von einer Wolke aus Gras, das Mister Afrika in die Lunge zieht. Vor seinem Haus spielt ein Bub mit einer Pistole, die aussieht wie eine echte. Irgendwann wird er vielleicht nicht mehr nur mit Schießseisen spielen.

Einen Steinwurf entfernt kicken Kindern mit viel zu großen Schuhen gegen einen Plastikball. Als sie Marlis Schaper entdecken, rennen sie ihr entgegen. „Man kann im Kleinen schon was bewegen“, sagt sie und schließt die Fußballer in ihre Arme. Schaper hat den Eindruck, dass sich etwas tut in ihrem Südafrika. „Immer mehr Weiße engagieren sich.“ Die Sicht auf die Not, die ihnen täglich ins Gesicht schlägt, trübt die Freude am Paradies.

Neulich hat Marlis Schaper die Chefin einer großen deutschen Autovermietung empfangen, die einen Scheck mitbrachte, und danach einen schwäbischen Unternehmer, der zum Golfspielen in Südafrika war. Der Mann hat seinem Caddy ein gutes Handicap seines Begleiters gearbeitet, indem er ihm ein gemauertes Haus im Township finanzierte. Bei dieser Gelegenheit hat der Mann noch den Lämmern von Imizamo Yethu einen Besuch abgestattet – und Geld fürs neue Büro überwiesen. Damit brüsten mag er sich nicht. Das sei kein Einzelfall, sagen die Damen vom Kinderhaus.

Als die Sonne untergeht, zieht es Marlis Schaper wieder nach Hause in die Villa. Sie steigt in ihren blauen Benz und steuert die Hauptstraße des Townships hinunter vorbei an der Hütte des Medizinmanns, der ein Leopardenfell trägt und Riemchensandalen. Noch ein paar Tage bleibt sie am Kap, dann geht es zurück nach Sylt. „Den deutschen Sommer genießen“, sagt sie, „und Geld sammeln für Afrikas Kinder.“

Pflegern gebührt Anerkennung

Qualitätsbericht Die Pflege ist auf einem guten Weg. Das heißt aber nicht, dass schon alles gut ist. Von Bernhard Walker

Hut ab vor den Pflegekräften! Denn wie die neuen Zahlen des Medizinischen Dienstes zeigen, hat sich in den vergangenen Jahren die Qualität der häuslichen Betreuung sowie der Pflege in den Heimen deutlich verbessert. Dieser Fortschritt zählt umso mehr, als Pflege weitaus anspruchsvoller geworden ist: Im Schnitt sind heute Menschen, die in ein Pflegeheim ziehen, 85 Jahre alt. Viele von ihnen sind altersverwirrt und krank. Dass sie gut versorgt werden – und die Zahlen zeigen, dass gerade Baden-Württemberg in puncto Qualität keinen Vergleich scheuen muss – ist zweifellos ein großes Verdienst, dem Anerkennung gebührt.

Doch gibt es fraglos auch Mängel. Und jeder Pflegebedürftige, der nicht optimal versorgt wird, ist einer zu viel. So wie Pflegewissenschaft, Kassen, Heimleitungen und Pflegekräfte in den vergangenen Jahren Fortschritte erzielt haben, müssen sie auch darangehen, die Qualität weiter zu erhöhen. Hysterische Einlassungen nutzen dabei allerdings gar nichts. So vergleicht die Hospizstiftung „freiheitseinschränkende Maßnahmen“ in der Pflege – das sind Gurte an einem Rollstuhl oder Bettgitter, die verhindern sollen, dass jemand stürzt – mit der Lage in Gefängnissen. Für diese Unverschämtheit sollte sich die Hospizstiftung umgehend bei den Pflegekräften entschuldigen.

Weitere Klagen

Sicherungsverwahrung Auch Schwerverbrecher müssen rechtsstaatlich behandelt werden. Von Stefan Geiger

Die Entscheidung war zu erwarten, und sie ist dem Rechtsstaat gemäß. Vier Männer wurden jahrelang rechtswidrig in Sicherungsverwahrung gehalten. Dafür bekommen sie nun eine Entschädigung. Der ihnen zugesprochene Geldbetrag scheint hoch, ist aber, umgerechnet auf den Tag, gering: überschlägig 16 Euro. Das ist weniger, als sonst für rechtswidrige Haft gegeben wird. Die Männer, die das Geld bekommen, haben besonders schlimme Verbrechen begangen. Deshalb werden viele Beobachter die Zahlung als unangemessen empfinden. Der Rechtsstaat aber hat alle, denen er unrecht tut, gleich zu behandeln. Die Täter haben ihre Schuld abgebußt. Auch sie haben Anspruch auf gerechte Behandlung. Im Grunde sollte das selbstverständlich sein.

Jetzt kommt es darauf an, in Zukunft angemessen zu handeln. Wenig spricht dafür, dass den Rechtspolitikern dies gelingen wird. Das Bundesverfassungsgericht hat strenge, aber vernünftige Regeln für die künftige Sicherungsverwahrung aufgestellt. Das wird teuer. Der Bund und die Länder sind im Verzug mit der Umsetzung dessen, was notwendig ist, insbesondere mit dem Bau angemessener Unterkünfte. Die Frist, die das Gericht gesetzt hat, ist kaum noch einzuhalten. Die nächsten Klagen sind bereits programmiert. Dann wird das Geschrei wieder groß sein.

Unten rechts

Vergleiche

Nicht alles, was hinkt, ist ein Vergleich. Diese auf den indischen Philosophen Shankara zurückgehende Weisheit beschäftigt dieser Tage die Berliner Piraten. Deren Fraktionschef hat ja wie berichtet die NSDAP bemüht, um den Aufstieg seiner Partei zu charakterisieren. Er wollte damit auf die bedrückenden sozialen Verwerfungen in Deutschland, analog zur Weimarer Republik, verweisen, auf die Saalschlachten in den Internetcafés, die Femorde durch vergiftete E-Mails, die Inflation, die ein Pfund Speicherplatz auf drei Milliarden Euro verteuert. Es ist also nur eine Frage der Zeit, bis ein radikaler Piratenführer das Ruder übernimmt (liebe Facebook-Froinde...).

Das zeigt: Vergleiche sind heikel, aber hilfreich, denn sie erbringen das Resultat, dass zwei Dinge gleich oder nicht gleich sind. Journalisten bemühen den Vergleich, um ihren Zuhörern die Welt zu erklären: Der Libanon war die Schweiz von Nahost, der Nahe Osten das Indien der Levante, Fleisch das Gemüse der Bildungsfernen, Wagner der Mozart der Moderne, Äpfel die neuen Birnen und so weiter. Wenn man vergleicht, was früher alles unvergleichlich war, ist der Vergleich heute vergleichsweise gebräuchlich. Denn der Mensch ist nur Mensch, wenn er vergleicht. Und damit verglichen ist alles relativ. Martin Gerstner



Marlis Schaper weiß, dass sie anders ist. Helfen will sie trotzdem.



Das Kinderheim der „kleinen Lämmern“ – ein Leuchtturm im Armenviertel